

Henrik Ibsen : zum 100. Geburtstag, 20. März 1928

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 11

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636901>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hundert stammender Holzschnitt zeigt das Schloß von Nordwesten gesehen in seinem Zustande unter den Besitzern Franz Ludwig und dann Sigmund von Erlach.



Das heutige Spiez mit Blick auf den Chunersee.

Die ältesten Teile sind der Turm und der Torbau; daran links anschließend folgt der Zwischentrakt, der wohl unter den Bubenberg entstanden sein wird; dann folgt der Teil mit dem spitzen Dach und den Dachkern und dem hohen runden Treppenturm, die erst unter den von Erlach angefügt wurden. Das kleine Gebäude bei der nördlichen Stütz- und Ringmauer dürfte als Pferdestall benützt worden sein. Zu äußerst links befindet sich das noch in gleicher Form bestehende Pfarrhaus; rechts davon, herwärts der Kirche, wird vor der Reformation das Beinhaus gestanden haben, das später zu einem Gartenlaal umgewandelt wurde. In dem Häuschen im Hintergrund erkennen wir das ehemalige Rathaus, das 1610 abbrannte. (Das Städtchen war schon vor dem Ende des 16. Jahrhunderts abgebrannt.) Zu den auf diesem Holzschnitt dargestellten Bauten und Anlagen kam um die Mitte des 18. Jahrhunderts der große Bau südlich vom Turm, die Erweiterung der Terrasse und des alten Rathauses nach Süden. Dazu kam noch die Zufüllung des südlichen Teiles des ostseitigen Burggrabens und der Anbau eines „Peristiles“ an die östliche Schloßfront. Der Pferdestall, der Gemüsegarten, der Gartenlaal sind damals verschwunden und haben der Plattform mit den prächtigen Kastanienbäumen Platz gemacht. Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde dann noch der Südbau nach Westen verlängert und ihm ein Erker angehängt; damals entstanden auch die Lauben am alten Rathaus. Alles Anhängsel, welche dem Gesamtbild keineswegs zum Vorteil gereichen. Den Spiezerhof in seiner ursprünglichen Gestalt hat der letzte Besitzer aus dem Geschlechte v. Erlach erbaut. In baulichen und finanziellen Sachen offenbar zu wenig bewandert, erklärte er, wie es sich in der Folge erwies, ganz unnötigerweise den Gelts-tag. Die eidgenössische Bank übernahm die Liegenschaft. Bei

der Liquidation und Versteigerung des Mobiliars wurden viele wertvolle Gegenstände, Alten und Bücher verschleudert oder gingen sonst zugrunde. Dann ging die Besingung in die Hand eines Herrn Wilke, eines deutschen Kriegsgewinners von den Jahren 1870/71, über. Nachdem dieser im Schloß ein großartiges Leben geführt hatte, verschwand er wieder von der Bildfläche. Dann erwarb Frau Gemuseus von Frau Wilke das Schloßgut und kaufte von der Kirchengemeinde Spiez die alte Kirche sowie das Pfarrhaus und arrondierte das Schloßgut durch verschiedene Landerwerbungen. Frau Gemuseus verkaufte dann im Jahre 1907 die ganze Besingung dem Neffen ihres verstorbenen Mannes, Herrn Dr. med. Schieß (zum Preise von Fr. 300,000), der nun mit der Stiftung für das Schloß einen Kaufvertrag abgeschlossen hat. Die Stiftung übernimmt das Schloß und die Kirche mit einem gewissen Umschwung; dagegen sind das Pfarrhaus und das alte Rathaus im Kauf nicht inbegriffen, ebensowenig das übrige Schloßgut.

Mit besonderem Interesse verfolgen die zahlreichen Freunde unserer Geschichte und unserer von der Natur so bevorzugten Gegend von Spiez das weitere Vorgehen des Stiftungsrates, der in aller Stille schon so Bedeutendes geleistet hat und wünscht ihm eine glückliche Vollendung seines für uns Berner sowohl wie für alle Schweizer und unsere ausländischen Freunde so sympathischen Werkes im Dienste und zum Wohle der breitesten Doffentlichkeit.

Oskar Weber.

Henrik Ibsen.

Zum 100. Geburtstag, 20. März 1928.

Am Himmel der Weltliteratur leuchten vier Sterne, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgingen: Ibsen, Tolstoi, Dostojewski und Zola. Sie alle sind Wahrheitsfucher, die die Menschheit aus den Tiefen zu läuteren, reineren Höhen führen wollten. Ibsen hat von ihnen auf die neuere moderne Literatur am nachhaltigsten eingewirkt. So dürfen wir am 100. Todestag des großen Norwegers nicht achlos vorübergehen.

Ein Biograph sagt, Ibsen sei ein gewaltiger Zuchtmeister des geistigen Lebens der Gegenwart gewesen, ein Warner und Ermahner, der wie ein sorgsamer Vater seinen Schwachen, verirrtten Kindern seine Liebe und besondere Strenge gezeigt habe. Freilich, ohne eine gewisse Kenntnis des norwegischen Nationalcharakters können wir Ibsen nur schwer verstehen. Mehr als von andern Größen der Weltliteratur gilt von ihm das Goethewort: „Wer den Dichter will versteh'n, muß in Dichters Lande geh'n!“ Norwegen ist das Land der Gegensätze. Das läßt im Volksscharakter jene überlegene Ruhe erstehen, die wir an den Norwegern bewundern. Ihren Schmerz äußern sie nicht in lautem Jammer, ihre Freude nicht in lautem Jubel. Der asketisch-strenge Zug in Ibsens Dichtungen, der sich nicht damit erschöpft, die Fehler und Mängel anderer bloßzulegen, sondern der zu selbstquälerischer Anatomie am eigenen Sein treibt, wird uns nur verständlicher, wenn wir uns des Charakters der Norweger bewußt bleiben.

Von seinem dichterischen Schaffen sagte Ibsen: „Alles, was ich dichterisch geschaffen, hatte seinen Ursprung in einer Stimmung und einer Lebenssituation, ich habe nie gedichtet, weil ich, wie man sagt, ein gutes Sujet gefunden hatte.“ Neulich schrieb er 1880 an seinen deutschen Uebersetzer Pasfarge: „Alles, was ich gedichtet habe, hängt aufs engste zusammen mit dem, was ich durchlebt — wenn auch nicht erlebt habe. Jede neue Dichtung hat für mich selbst den Zweck gehabt, als geistiger Befreiungs- und Reinigungsprozeß zu dienen. Denn man steht niemals ganz über aller Mitverantwortlichkeit und Mitschuld in der Gesellschaft, der man angehört.“ Aus diesen beiden Zitaten ergibt sich ohne weiteres die Tatsache, daß Ibsens Gestalten in seinen Dramen viel Selbstbiographisches tragen.

Immer und immer wieder beschäftigte sich Ibsen mit dem Problem der Umwandlung. Er mußte unendlich arbeiten, bis er in seinen letzten Dramen zum Verkünder des Reiches der Harmonie werden konnte, zu dem Seher von „unerhörter Helllichtigkeit“, wie ihn Rolf Engert nennt. Leben und Wirken lassen sich bei Ibsen nicht trennen. Viele scheinbare Widersprüche erklären sich aus dem Milieu, aus der Erziehung, aus dem Werden und Ringen um Anerkennung.

Am 20. März 1828 kam Henrik Ibsen in der kleinen Handelsstadt Skien im Süden von Norwegen zur Welt. Er wurde streng pietistisch erzogen. Die Erkenntnis, daß Sittlichkeit Leiden an eigener Natur ist, wurde ihm schon als Kind eingehämmert. Der Knabe war verschlossen, spielte nie wie andere Kinder. Selten sah man ihn lachen. Der katastrophale Zusammenbruch seines vorher wohlhabenden väterlichen Hauses, der die Familie auch um den gesellschaftlichen Rang brachte, machte auf den Knaben einen überwältigenden Eindruck und verschärfte den Hang zur Melancholie. Ein Universitätsstudium kam nun nicht mehr in Frage. Mit 14 Jahren wurde Henrik Ibsen Apothekerlehrling in Grimstad. Die Revolutionen von 1848 ließen in dem Zwanzigjährigen das erste Drama reifen: „Catilina“ ist ein Revolutionsdrama, enthält nach Ibsens Ausdruck bereits den „Gegensatz zwischen Kraft und Verlangen, zwischen Willen und Möglichkeit, den Gegensatz zwischen Menschheit und Individuum, wenn auch manches nur in nebelhaften Andeutungen“. Schon hier sind die gegensätzlichen Ibsenschen Frauengestalten, die Frau, die durch Milde und Sanftmut auf den hochstrebenden Mann einwirkt, die dämonische Gestalt daneben. Es sind die Krimhilde- und die Brunhildenaturen. Das Publikum wußte mit „Catilina“ nichts anzufangen.

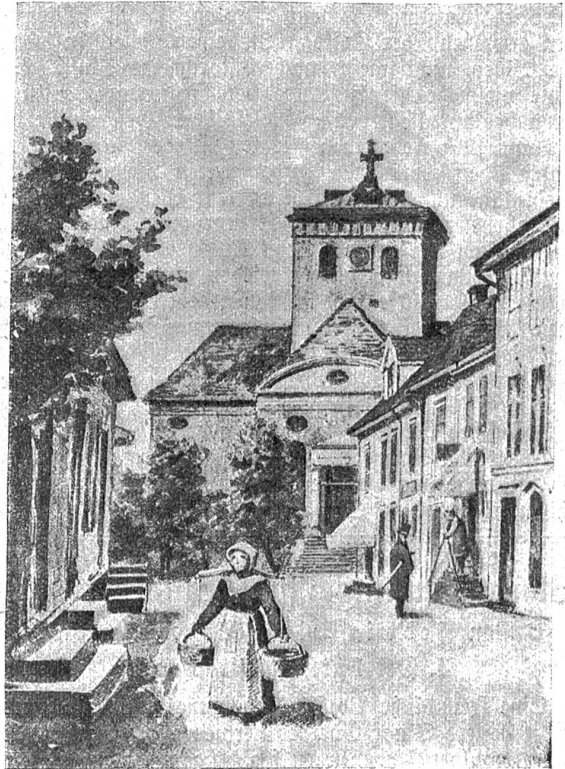
Von Grimstad begab sich Ibsen zum Medizinstudium nach Oslo, ohne aber, trotz aller Not und aller Entbehrung, den Weg von der Wissenschaft zum praktischen Leben zu finden. Er gründete eine satirische Wochenschrift und folgte endlich einem Ruf als Theaterdirektor nach Bergen. Hier entstanden fünf Dramen, die noch alle in der Romantik fußen. Er verheiratete sich mit Susanna Daae Thorenson (1857). Von 1858 führte Ibsen in Oslo ein Theater, bis



Henrik Ibsen.

die Gläubiger es schlossen. Hier erlebten die „Helden auf Helgeland“, mit welchen Ibsen die Romantik verließ, die Uraufführung. Sie wurden schroff abgelehnt, weil man sie nicht verstand. Das gleiche Schicksal erlitten übrigens fast

alle Ibsenschen Dramen. Das Publikum mußte sich erst daran gewöhnen. In „Helden auf Helgeland“ wollte Ibsen nach seinen eigenen Worten den in unsern sozialen Ver-



Henrik Ibsens Geburtshaus in Skien.
(Es ist das Haus zur Rechten der Kirche, jetzt niedergebrannt.)

hältnissen herrschenden Gegensatz zwischen Wirklichkeit und der idealen Forderung in allem, was Liebe und Ehe betrifft, zeigen. Er spottet darüber, daß die Liebe im Staube der Alltäglichkeit so rasch verschwindet.

1863 verließ Ibsen sein Vaterland, das ihm den Dichterruhm vorenthielt. Er begab sich zunächst nach Italien. Hier schrieb er „Brand“ und „Peer Gynt“, jene aufpeitschenden, mächtigen Dichtungen. Koffler nennt „Brand“ ein „Denkmal nordischer Seelengotik“. Es ist die Tragödie des Mannes mit dem eisernen Willen, der alles oder nichts will, der, wie Ibsen, der Feind jener Halbheit und Lauheit ist. „Peer Gynt“ ist ein Gegensatz, der Typus des Kompromißhelden, der nichts ganz, alles nur halb tut und kennt.

1868 ließ sich Ibsen in Dresden nieder. Hier wurde er zum überragenden Geist der Weltliteratur. Er selber sagt von seiner Entwicklung: „Ich habe als Norweger begonnen, habe mich zum Skandinaven entwickelt und bin beim Gesamtgermanisten gelandet.“ Ibsen schuf eine neue Gattung des Dramas, das Gesellschaftsdrama. Damit begründete er seinen Weltruhm. Der „Bund der Jugend“ darf als Auftakt bezeichnet werden. Da sehen wir bereits die Anfänge des Entkleidens der Theatersprache von allem Konventionellen und Phrasenhaften. In den folgenden Dramen wird immer wieder das Problem der Ehe aufgerollt. Ganz notwendig muß der Dichter dabei für die entrechtete Frau einstehen. Er sagt: „Ein Weib kann sich selbst nicht treu sein in unserer heutigen Gesellschaft, die eine ausschließlich männliche Gesellschaft ist — mit Gesetzen, die von Männern geschrieben sind, und mit Anklägern und Richtern, die die weibliche Handlungsweise vom männlichen Standpunkte aus beurteilen“. Das steht im Entwurf zu „Nora“. Die bekanntesten Dramen der kommenden Zeit sind „Stützen der Gesellschaft“ (1877), „Ein Puppenheim“

oder „Nora“ (1879), „Gespenster“ (1881), „Ein Volksfeind“ (1882), „Wildente“ (1884), „Rosmersholm“ (1886). Als Altersdramen sind anzuspochen „Die Frau am Meere“, „Sedda Gabler“, „Baumeister Solneß“, „John Gabriel Borkmann“, „Wenn wir Toten erwachen“.

War „Catilina“ Ibsens Prolog, so ist „Wenn wir Toten erwachen“ der Epilog. In seinen Gesellschaftsdramen suchte Ibsen nicht mehr nach historischem Stoff. Er erforschte vielmehr die Zustände der Gegenwart. Wenn das Drama beginnt, liegt der größte Teil der Geschehnisse bereits hinter uns. Wir treten in den letzten Akt der Handlung. Hohle Phrasen oder schmückende Bilder waren Ibsen verhaßt, wie Gemeinplätze und Vorurteile. Er war eben durch und durch der Wahrheitsfucher, der nie Kompromisse einging.

Langsam nur reifte Ibsens Ruhm. Das Publikum entsetzte sich immer und immer wieder über die Dramen des Dichters und wehrte sich, in ihnen sein Spiegelbild zu erkennen. Aber Wahrheit setzt sich immer durch. Als Henrik Ibsen am 23. Mai 1906 in seiner nordischen Heimat, wohin er im Alter zurückgekehrt war, starb, da war er bereits der Zeuge seines Weltruhms geworden. Heute erscheinen die Ibsenschen Dramen immer wieder auf den Repertoiren der größeren Bühnen. Das Gesellschaftsdrama aber, das er schuf, ist ausgebaut worden in einer Konsequenz, die vielleicht nicht ganz im Sinne Ibsens lag. i-o-

Zwei Sonntage in Frankfurt a. M.

Von Hedwig Dieki-Bion, Frankfurt.

I. Der letzte Faschingssonntag.

Eine freundliche Vorfrühlingssonne lächelte aufmunternd auf die heitere Stadt Goethes hernieder, denn sie sah Dinge, die ihr wohlgefielen. Da es Faschingszeit war, sollten nicht nur die Erwachsenen, die Halbwüchsigen, die Alten Narreteien treiben, auch die Kinder sollten ihren Anteil haben.

Und so sah man unter den Hunderten von Spaziergängern wie Blumen im dunkeln Gehölz bunte Kostümchen aller Art, die ausnahmslos stolz und wichtig von ihren kleinen Besitzern getragen und der staunenden Mitwelt vorgeführt wurden.

Es war entzückend zu sehen, wie glückstrahlende junge Mütter ihre Sproßlinge am Händchen führten, sie im Menschenstrom sorgsam festhaltend. Da war ein kleiner Harlekin mit klingenden Glöckchen, hier ein Pierrot mit riesiger Halskrause; da gar ein winziges Apfelmännchen, vor dem man sich entsetzlich fürchten mußte, besonders wenn es auslangte und den Vorübergehenden einen Schlag mit dem papiernen Faschingsstab gab. Oder da das Krinolinenweibchen! Es konnte kaum richtig gehen, so klein war es noch, oder das Kokodämchen mit der weißen Lockenperücke, die fast größer war, als es selbst, oder da das entzückende, schon recht kokette grünseidene Judenmädchlein, auf dem schwarzen Kraushaar trug es einen grünen winzigen Zylinder und dazu — ein Monokel. Es schwenkte die seidenbestrumpften Gazellenbeinchen und kokettierte mit den ihm begegnenden „Jungens“. Ganz wie die Großen! Das Monokel ins Auge geklemmt ist ja neueste Mode der Frankfurter Damen!

Da trabten rabenbrandschwarze Spornsteinfeger und Negerlein, kleine Zauberer mit hohen spitzen Hüten, Biedermeierpärdchen, Indianer und was alles noch! Ganz einfache Kostüme, von Mutti fleißiger Hand aus bunten Lappen, Klitter und Goldborten verarbeitet, kleidete die lieben Kleinen oft viel schöner als die eleganten gekauften, die andere, von der Bonne ausgeführt, immerhin in unschuldigem Stolz trugen.

Einen sehr lustigen Anblick boten die kostümierten Hunde! Einen sahen wir, eine große, ernsthafte Dogge, der der blauweiße „Anzug“ und das neckische Hütchen auf dem Kopf sehr sonderbar stand. Muntere Foxterrier fanden sich selbst sehr drollig in Tosenmützen oder Zylinderchen und sprangen

nochmal so queckfilbrig neben ihren Gebietern; andere treue Vierbeiner schämten sich wohl ihres ungewohnten Aufputzes und ließen den Kopf hängen.

Aber eine festlich heitere Stimmung herrschte bei Groß und Klein, und Schritt auf Schritt trafen wir auf fröhliche Kindergesichter, deren Bäckerlein sich wieder röten und runden und deren Augen in Stolz und Lebenslust strahlten. Und die liebe Sonne lächelte auf diese Kleinsten unter den Faschingsberauschten herunter und zog sich erst in ihr Himmelbett mit den Wolkenvorhängen zurück, als das letzte bunte Figürchen von der Straße verschwand. Ein paar Stunden nachher strahlten die elektrischen Sonnen auf die weit weniger harmlosen Narreteien der Großen, und am frühen Morgen waren die Straßen übersät von bunten Papierschlängen, verlorenen Handschuhen, Fächern, Blumen, und der Straßenkehrer wischte alles durcheinander und miteinander in seine Schaufel und Wagen, nur nicht die verlorenen Herzen, deren es im Faschingstreiben besonders viele geben soll.

II. Der Volkstrauertag.

Der 4. März sollte der Trauer um die im Weltkrieg Gefallenen geweiht sein. Schon früh am Morgen wehten an vielen öffentlichen Gebäuden und Privathäusern die Fahnen auf Halbmaß. Um 1 Uhr und 10 Minuten sollte eine Minute dem Andenken der toten Helden gelten. Das stellten wir uns sehr schön vor, erhebend, feierlich, tiefergreifend.

Wir wanderten gegen 1 Uhr mittags durch die von munteren Spaziergängern erfüllten Straßen dem verkehrsreichsten Platz zu, wo die „Hauptwache“ steht, dieses entzückend stilvolle, seit Jahrhunderten dem Verfall trogende Gebäude mitten auf dem großen, von elektrischen Bahnen, rasend fahrenden Autos und Menschenmassen belebten Platz.

Wir glaubten, ernste, dunkelgekleidete Menschen zu finden, wirklich Trauernde, wirklich eine Wehestunde Erwartende. Sie und da allerdings schritt langsam eine müde, in Trauer gekleidete Frau, ein alter, gebückter Herr durch die Straße, aber sonst — nein! Frankfurts Bewohner sind nicht zu Trauerfeiern geeignet, das Blut rollt zu rheinländisch leicht durch die Adern, noch lag ihnen die Faschingslust in den Gliedern! Fröhliche, farbige, leichtgeschürzte Mädchlein hüpfen über den Platz, oft zu der Riesenuhr der Katharinenkirche aufguckend und dann auf die Armbanduhr; zärtliche Paare harrten, junge Burschen, deren Taschen und Köfferchen man ansah, daß sie gleich nachher zum Fußballturnier eilen wollten; munter plaudernde Gruppen ringsum.

Run aber zogen ernste tiefe Glockenklänge durch die Luft und die Menschen wurden stille. Gespannt folgten die Blicke dem unaufhaltsam rückenden Zeiger an der Turmuhr, 1 Uhr 5, 6, 7, jetzt 1 Uhr 10! Dröhnend schlugen die Glockenklänge an unser Ohr; wir stehn und warten, harren, worauf? Auf die eine Minute, die den Toten geweiht sein sollte, in der der gesamte Verkehr aufhörte, die Elektrischen plötzlich stille standen, wo sie auch waren, die Autos ebenso plötzlich anhielten, die Menschen wie auf einen Schlag verstummten, die Häupter der Männer sich entblößten, die Frauen still zur Erde blickten, alle alle ein kurzes Gebet fanden für die Gefallenen, auch wir Ausländer. Aber es geschah eigentlich nichts; die Trambahnen hielten wie sonst an den Haltestellen; hier und da stand ein Auto wie schon am Trottoir still, der Chauffeur schaute auf die Uhr; ein paar Männer zogen die Hüte ab — das war alles. Dann wogte die heitere schwachende Menge wie sonst durch die Straßen und wir zogen nachdenklich mit. Unser Schweizerherz sagte uns in deutlichen Schlägen, daß eine solche Kundgebung bei uns viel eindrucklicher gewesen wäre.

Am andern Tag besuchten wir den „Ehrenfriedhof“, das sich weithin erstreckende Gräberfeld der gefallenen Krieger. Genau ausgerichtet, in militärischer Gechlossenheit standen die grauen Steinkreuze da in eigentümlicher herbewegender Harmonie. Vom Sonntag Morgen her, an dem ein Trauergottesdienst stattgefunden hatte, hingen Kränze